

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Was richtest du deinen Bruder? Oder du, was verachtest du deinen Bruder? Wir werden alle vor den Richterstuhl Gottes gestellt werden. Denn es steht geschrieben »So wahr ich lebe, spricht der Herr, mir sollen sich alle Knie beugen, und alle Zungen sollen Gott bekennen.« So wird nun jeder von uns für sich selbst Gott Rechenschaft geben. Darum lasst uns nicht mehr einer den andern richten; sondern richtet vielmehr darauf euren Sinn, dass niemand seinem Bruder einen Anstoß oder Ärgernis bereite.

Liebe Gemeinde,

vielleicht ist es Ihnen gerade ergangen wie mir vor ein paar Tagen, als ich mich mit diesen Worten aus dem Römerbrief ein erstes Mal beschäftigt habe. Mir war, als hätte ich eine Zeitreise in die Vergangenheit unternommen. Nicht bis zu den alten Römern, sondern in meine eigene Jugend. Damals, als 16-, 17jährige besuchte ich regelmäßig eine Bibelstunde in einer Runde, die sich dem Bund für Entschiedene Christen zurechnete. Ich erinnere mich an Gespräche zum rechten Verstehen der Bibel, die mit großer Ernsthaftigkeit geführt wurden, an Lieder, die mein Herz berührten, an das gemeinsame, verbindende Gebet.

Woran ich mich auch erinnere, das ist das intensive Ringen um die Fragen und Richtig und falsch, von erlaubt und unerlaubt. Was es denn für Jugendliche heiße, als Christen und Christinnen leben zu wollen, darüber haben wir viel nachgedacht. Wie denn das sei mit dem Alkohol, mit den Diskotheken, mit dem Sex vor der Ehe – das waren unsere Fragen, und wir hatten klare Antworten. Wir wussten, was wir durften und was nicht – und was wir von denen zu halten hatten, die sich über die Regeln hinwegsetzten, denen wir Gültigkeit beimaßen – das wussten wir auch.

Dann bin ich 18 geworden, hatte mein Abitur und begann mit dem Theologiestudium. Jahre, in denen mir ein guter Teil meiner Gewissheiten abhanden gekommen ist. Aus meiner Zeit in Tübingen, in der es viele schwäbische, also recht fromme Theologiestudierende gab, ist mir unauslöschlich der Besuch in einer WG im Gedächtnis, in der ich einen Aufkleber sah, auf dem stand „aufsehen zu Jesus“ - und der Aufkleber klebte in der Küche an der Decke. Und ich erinnere mich an einen sarkastischen Dialog zur Frage, wie denn eigentlich die genaue Definition von Sünde lauten müsse. Auf gut schwäbisch – das kann ich nicht – lautete da die Antwort: Du darfst machen, was du willst. Hauptsache, es macht keinen Spaß.

Das war die Zeit meiner ersten festen Beziehung; ich lernte auch schwule Männer kennen – mein einfaches, klares Weltbild zerbröselte immer mehr – und zur einfachen, eindeutigen Sichtweise auf viele Themen unserer Zeit habe ich seither nie mehr zurückgefunden. Wenn ich jetzt sagen sollte, was ich heute zu Fragen der Sexualität denke, oder zu irgendwelchen politischen Themen – da bräuchte ich immer ausreichend Zeit zum Antworten.

Und da, glaube ich, passe ich gut hinein in unsere evangelische Kirche. Es passiert immer wieder, da werde ich gefragt: „Sagen Sie mal, was sagt denn eigentlich die evangelische Kirche zu...“ Und allermeistens antworte ich dann: „Also, wenn Sie Zeit haben, kann ich versuchen, Ihnen zu sagen, was ich dazu denke. Aber was „die“ evangelische Kirche meint – das kann ich Ihnen leider nicht sagen.“

Freilich gibt es zu vielen Themen, die unsere Gesellschaft gerade umtreibt, offizielle Stellungnahmen, Denkschriften, Synodenbeschlüsse, Statements von prominenten Vertretern. Aber meist findet man wenigstens zwei Beschlüsse oder Verlautbarungen – und fast nie vertreten sie die identische Position.

Das mag man bedauern, man kann sich darüber auch ärgern. Man kann sich auch darüber freuen - und ich gehöre zur Gruppe derer, die sich für letzteres entschieden haben. Denn sie ist halt kompliziert, die Welt, in der wir leben, voller Widersprüche und Spannungen. Als Christen stehen wir da mitten drin – und es ist gut, wenn unterm Dach der Kirche Platz ist für unterschiedliche Perspektiven auf schwierige Fragen, wenn uns unsere verschiedenen Blickweisen dazu nötigen, dran zu bleiben an diesen Themen, die eigene Überzeugung immer wieder zu hinterfragen und zu überdenken, dann leisten wir da einen wichtigen Beitrag zur Gesprächskultur in unserer Gesellschaft. Mir ist der mitunter vielstimmige Chor evangelischer Stimmen deswegen viel lieber als die eindeutigen und oft mit so viel Unduldsamkeit vertretenen Positionen, die in unserer Gesellschaft – und manchmal auch unter Christen – auch vertreten werden.

Wenn aber das gegenseitige Richten, vor dem Paulus warnt, gar nicht unser Thema ist – was gehen uns seine Worte dann an? Nun, ich denke, die Begründung seine Warnung mag uns davor bewahren, gleichsam auf der anderen Seite vom Pferd zu fallen. So sehr ich es tatsächlich als eine positive Entwicklung sehe, wenn wir in unserer Kirche gelernt haben, miteinander zu reden und unterschiedliche Positionen auszuhalten – so bedeutet das doch nicht, dass es gleichgültig und beliebig wäre, was einer denkt und tut. „Ein jeder von uns wird für sich selbst vor den Richterstuhl Gottes gestellt werden.“ schreibt Paulus. Mir gefällt die Vorstellung nicht – aber ich will sie auch nicht ignorieren, und ich nehme sie als Aufforderung zur Ernsthaftigkeit. In unserem Glauben, in der Art, wie wir unser Leben führen. Und wenn mir auch alles suspekt ist, was mit dem Anspruch daher kommt, die wirkliche und alleinige Wahrheit zu sein – dass Gottes Geist da weht, wo Menschen gemeinsam danach fragen, was das heute heißt: Leben als Christ in dieser Welt – das glaube ich schon.

„Lasst uns nicht mehr einer den anderen richten“ - das ist das eine, was uns heute gesagt wird. Und das andere: „Ein jeder trage die Last des andern.“ Und zusammen ergibt das für mich: uns ist ein Platz zugewiesen in dem weiten Raum, in den wir gestellt sind. Das ist kein Richterstuhl. Denn niemand von uns zum Richter über den Glauben anderer bestimmt, und wir haben auch nicht die Aufgabe, über das Handeln anderer zu urteilen. Falls unter unseren Gästen heute Juristen sein sollten,

mögen sie mir die Verallgemeinerung nachsehen.

Nicht, um Urteile zu sprechen, sollen wir genau hinsehen, sondern um anderer Lasten mitzutragen. Das unsere dazu tun, dass etwas von der Liebe unseres Gottes erfahrbar wird. Gerade im Leben derer, die so oft schon erfahren haben, dass sie und ihre Nöte übersehen und übergangen werden.

Und da meine denke ich nun nicht – und mancher, der häufiger meine Predigten hört, wird finden: ausnahmsweise nicht – an die Flüchtlinge in unserem Land. Ich denke daran, wie seltsam ruhig es bei uns bis, sagen wir vor einem Jahr, zugeht. Erinnern Sie sich noch, worüber da gestritten wurde – im Sommer 2015 oder im Frühjahr oder im Jahr davor? Wenn nicht, dann, so glaube ich, ist das kein Zufall. Die Finanzkrise, natürlich, die war immer Thema. Die Angst der Mittelschicht vorm Abstieg. Unsere Angst also. Und sonst? Das ewige Griechenland. Und die Sorge um andere Wackelkandidaten, Italien und Portugal. Und sonst? Sonst noch, je nachdem, ob gerade eine Konferenz anstand oder nicht, noch ein bisschen Klimawandel. Bei uns hier in Bayern die existentielle Frage, wo ein Windrad wie hoch sein darf. Und sonst? Und sonst: Ruhe im Paradies. Oder?

Freilich, aus der Presse wissen wir es schon, dass es Not gibt in unserem Land. Jedes siebte Kind, so haben wir gelesen, lebt in Armut auf, mit allen sozialen Konsequenzen, die das mit sich bringt. Und obwohl die Statistiker der Bundesagentur für Arbeit kreative Menschen sind, weisen ihre Zahlen nach wie vor über eine Million Langzeitarbeitsloser aus.

Die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass es die einen wie die anderen auch in unseren Gemeinden gibt – aber ich glaube, allermeist schaffen diese Menschen es allenfalls bis zum Diakonischen Werk. Zumindest hier in Augsburg ist das so, vielleicht läuft das ja in Schwandorf besser? „Ein jeder trage die Last des andern“ - das würde unter anderem voraussetzen, dass der andere es wagt, seine Last zu zeigen – aber wir leben in einer Kultur, in der Menschen gelernt haben, sich für ihre Lasten zu schämen. Und offenkundig ist das in unseren Gemeinden nicht anders. Zwar klingeln wöchentlich, manchmal täglich Menschen an der Tür, die um Unterstützung bitten – aber das sind immer Fremde, die wissen, ich kenne sie nicht und sich deswegen weniger schämen. Unsere Gemeindeglieder, die trauen sich nicht ins Pfarramt, wenn sie Hilfe brauchen.

Vor wenigen Tagen habe ich eine Dame wiedergetroffen, die, ganz gegen ihre Gewohnheit, länger nicht in den Gottesdiensten gewesen ist. Und als ich sie darauf angesprochen habe, hat sie mir erzählt, ja, sie habe Krebs gehabt, und sie hat es niemandem erzählen wollen. Aber jetzt gehe es ihr schon wieder gut.

Ich bin erschrocken. Bei aller Freude über den guten Ausgang – der Schrecken hatte mit der Krankheit zu tun. Aber fast noch mehr bin ich über die implizite Botschaft erschrocken: „als es mir schlecht ging, habe ich mich nicht zu euch getraut.“

Die Dame, die ich auch von manchen Besuchen her gut kenne, wollte nicht zur Last fallen. Sie hat sich nicht getraut – und sie hat gespürt: sie würde stören. Dass

ihr jemand helfen würde, die Last zu tragen, dass sie in Gesprächen Trost und Stärkung würde finden können – die Hoffnung war zu klein, als dass sie sich an uns gewandt hätte.

Das beschämt mich als Pfarrer und Seelsorger. Doch weil ich glaube, es gibt viele, die es dieser Frau schon gleichgetan habe, sehe ich darin eine Anfrage nicht nur an Einzelne, sondern an uns als Gemeinde. Wir sollen nicht urteilen – aber wir sollen tragen helfen. Und dazu braucht es, was wir vielleicht verlernt haben, wofür wir uns vielleicht aber auch einfach die Zeit nicht nehmen: den genauen und liebevollen Blick auf den Nächsten. Einen Blick, der wahrnimmt – und der auch eine Botschaft aussendet: „Ich sehe dich in deiner Not. Ich sehe dich – und wenn du mich brauchst, dann will ich da sein für dich.“

Da sind wir gefragt. Und ich glaube, es ist eine bedrängende Frage an unser Christ-und-Gemeinde-Sein. Mut macht mir, was mir unsere Jugendlichen diese Woche erzählt haben. Die würden gerne ein „Politikcafé“ ins Leben rufen, um da miteinander hinzusehen auf unsere Gesellschaft. Auf die großen Themen und darauf, was bei uns hier in Augsburg passiert. Und das Hinsehen, das ist der erste Schritt. Denn wenn ich etwas sehe, dann kann ich auch anfassen. Und wenn das unsere Jugendlichen hinbekommen, dann ja vielleicht wir Erwachsenen auch. Dazu gebe Gott uns seinen Geist. Amen